

Im Hexenkessel der Kulturen. Usbekistan sucht nach seiner nachsowjetischen Identität. Doch statt auf die zahlreichen Geistesgrößen, die hier lebten, beruft man sich auf einen intoleranten Eroberer

Nur das Parkett in der Oper der usbekischen Hauptstadt Taschkent in der Kemal Atatürk-Strasse ist gefüllt. Die beiden mit reichem Stuck und Gold verzierten Ränge sind gähnend leer. Auf dem Spielplan steht das Ballett „Raimonda“ des nationalrussischen Komponisten Alexander Glasunow. Junge usbekische Platzanweiserinnen zeigen dem Publikum, zumeist französische Touristen und heraus geputzte und blondierte alte russische Frauen, ihre Plätze. Es ist der verblassende und letzte Schimmer einer untergehenden russischen Kolonialkultur im erst achtzehn Jahre jungen Nationalstaat Usbekistan. Dieser Wechsel von Russland zu Usbekistan ist gleichzeitig auch ein Wechsel von orthodoxem Christentum zu sunnitischem Islam. Und während im zweiten Akt der (islamische) Scheich Abderachman die ungarische (christliche) Bühnenheldin Raimonda vergewaltigen und entführen will und sich die Musik dabei mit Xylophon, Trommeln, Pauken und Becken so richtig „orientalisiert“, klatschen die russischen Frauen im Parkett vor lauter Begeisterung. Wissen oder ahnen sie, dass es ein dekadentes Klatschen ist, ein Beifall, der ihren eigenen Untergang markiert? Im Osten der Welt liegt Russland im Westen. Nur auf der Bühne siegt im dritten Akt nochmals der Westen in Gestalt des Ritters Jean de Brienne über den bösen Scheich – draußen auf den usbekischen Straßen hat der Osten längst das Heft in die Hand genommen.

Russische Kultur, russische Sprache und die russische Elite haben in Usbekistan ausgespielt. So mancher Russlanddeutscher, der als Heimwehtourist nach langer Zeit sein Geburtsland wieder besucht, nimmt diesen Wechsel mit Erstaunen, Schmerz und auch Widerwillen wahr. Die Usbeken sind aus seiner Sicht, ähnlich den Zigeunern in Thomas Manns „Tonio Kröger“, die Wilden, Ungehobelten und Primitiven. Während russische Männer „ordentlich und gesittet“ in dunklem Anzug und russische Frauen vornehmlich in langen schwarzen Kleidern und Röcken gekleidet sind, fallen usbekische Frauen durch ihre bunte Kleidung auf. Alle Farben sind in der Mischung von langer Hose und darüber fallender Tunika vertreten, besonders auffallend lila und weinrot.

Der Wechsel von der russisch dominierten Sowjetunion zu Usbekistan ist radikal. Einem gewaltigen Bildersturm gleich sind im ganzen Land auch die allerletzten Anklänge an alles früher Sowjetische weggefegt worden. Nirgendwo sieht man – wie sonst in allen anderen früheren RGW-Ländern in Osteuropa – einen noch übrig gebliebenen Roten Stern, nirgendwo auch nur die kleinsten Überreste von Hammer und Sichel, kein zufällig erhaltenes sowjetisches Denkmal, kein Straßename, der an die alte Sowjetunion erinnert. War eine der vier russischen Schulen in Urganch früher nach dem sowjetischen Kosmonauten Juri Gagarin benannt, so heißt sie heute nur noch Schule Nr. 19. Und wo früher ein mächtiges Lenindenkmal stand, steht heute in aller Regel ein genauso pathetisches Denkmal von Amir Timur – in Europa besser als Tamerlan bekannt – diesem brutalen und militärisch höchst erfolgreichen Feldherren und Begründer der Timuriden-Dynastie im heutigen Usbekistan des 14. Jhs. Sein gewaltig großes Reich erstreckte sich zeitweise von Istanbul bis nach New Delhi!

Wo immer sich mit dem Ende von Kolonialherrschaft junge, neue Nationalstaaten bilden, da gibt es ein Zurück in die Geschichte. Und dieses Zurück ist sowohl regressiv als auch progressiv. Zum einen werden die alten Zeiten von Größe und Pracht prahlerisch und pathetisch besungen, eine Gruppe von Menschen vergewissert sich ihrer eigenen Herkunft und wird gerade erst dadurch zu einer Nation, zum anderen behindert dieser Blick nach Hinten den notwendig harten und realistischen Blick nach vorne in ein Reich auch von Despotie, Armut, sozialen Spannungen und Gewalt. Im benachbarten Tadschikistan nimmt ein neuer Abgrenzungsnationalismus absurde Züge dann an, wenn Ultrationalisten dort behaupten, die Tadschiken seien kein Turkvolk, sondern arischen Ursprungs!

Zwar sind diese alten großen Zeiten in Usbekistan mehr als spannend und die in Chiwa, Buchara, Samarkand und Taschkent überall sichtbaren riesigen Stadtmauern und Burganlagen, prachtvollen

Moscheen, mächtige Minarette, blau-grüne Kuppelbauten und Medresen, also islamische Hochschulen, zeugen davon und ziehen Touristen aus allen Ländern nach Usbekistan, doch sind diese alten Zeugnisse eben nicht usbekisch im heutigen Sinne. Genauso wenig wie Karl der Große ein französischer König war, so wenig war Amir Timur ein Usbeke. Doch die Verlockungen, das Früher für die Gegenwart zu vereinnahmen, sind gewaltig und zeigen, zumal einem normal dummen Durchschnittseuropäer, dass es nicht nur in Ägypten, China, Indien, Peru und Mexiko alte Hochkulturen gab, sondern eben auch im zentralasiatischen Hochland.

Wie sehr dieses zentralasiatische Hochland einem quirligen Hexenkessel von eminent wichtigen Wissenschaftlern, Philosophen und Dichtern gleichkam, verdeutlicht die doch sehr illustre Namensliste berühmter Persönlichkeiten aus dieser Gegend. Da gilt für die vor-islamische Zeit zunächst einmal der Hinweis darauf, dass die beiden jüdischen Propheten Hiob und Daniel in Zentralasien zuhause waren, dass also dem Judentum die Menschen dieser Region wichtig waren. Neben dem gewaltigen Mausoleum der Samaniden in Buchara befindet sich der Brunnen, den Hiob mit seinem Stab aus dem Felsen geschlagen hat und in der Nähe von Samarkand liegt der Heilige Daniel in einem muslimischen Grab – den Christen ein Prophet, den Juden ein heiliger Gesprächspartner der Engel und für Muslime zwar keine Person aus dem Koran, aber doch ein Heiliger in mehreren Hadithen.

Kunst und Wissenschaft waren in Zentralasien zu Hause: Zu erinnern ist an al-Buchari aus dem Buchara des 9. Jhs., Verfasser der wichtigsten Hadith-Sammlung im sunnitischen Islam, an den Arzt ibn Sina aus dem Buchara des 10. Jhs, den Europäern als Avicenna bekannt, an den Mathematiker ibn Musa al-Chwarezmi, von dessen Name sich der „Algorithmus“ ableitet, an den Dichter, Astronom und Mathematiker Omar Khayyam und seine berühmte „Rubaiyyat“ (Vierzeiler) aus dem 11. Jh., an den Mystiker Dschelaladdin Rumi und seinen „Diwan“ aus dem 13. Jh. und an Alisher Navoi, den Dichter und Mitglied des Sufi-Ordens am Timuridenhof im 15. Jh. Unter Ulug’bek, dem Enkel von Amir Timur, erlebten Kunst und Wissenschaft im 15. Jh. ihren Höhepunkt, beispielsweise im Bau einer Sternwarte in Samarkand, deren dort erreichte Sternpositionstabellen die damals weltweit exaktesten gewesen sein dürften. Spirituell und lebensfreudig, weltlich, aufklärerisch und wissenschaftlich war dieser zentralasiatische Islam. Hören wir Omar Khayyam: „Von wohl siebzig Religionen hör’ ich, die’s auf Erden gibt, doch die wahre Religion ist die nur, dass der Mensch dich liebt. Islam, Gottesdienst und Glaube – ferne mag dies Possenspiel dies eitle, stets mir bleiben! Du nur, du nur bist mein Ziel.“

Die alte Seidenstrasse zwischen Damaskus, Buchara, Samarkand, Taschkent, Xinjiang – das „Kairo des Ostens“ – und Beijing ist nicht nur ein Mythos über gewürzbeladene Karamelkarawanen im flimmernden Fata Morgana-Licht vieler Wüsten aus 1001 Nacht, sie ist – vor allem sie war – auch eine Realität. Auf dieser Handelsroute wurden nicht nur Gold, Edelsteine, Glas, Pelze, Wein oder Gewürze hin und her getauscht, sie war außerdem der zentrale Umschlagplatz für Ideen, Kulturgüter, Kriege oder ansteckende Krankheiten wie die Beulenpest im 14. Jh. Und gegenwärtig ist es das von der EU mit mehr als 100 Mio. Euro finanzierte Projekt TRACEA (Transport Corridor Europe-Caucasus-Asia), das dieser Ost-West-Handelsroute in Konkurrenz zum Suez-Kanal bis 2025 Verkehrszuwächse von 650 Prozent bringen soll. Jeglicher Handel tendiert zur Raumübergreifung, zur Internationalisierung: So stammt beispielsweise eine der uralten Holzsäulen in der Juma-Moschee in Chiwa aus dem benachbarten Afghanistan und eine andere zeigt trotz des Bilderverbots im Islam das kleine Bild der tanzenden mehrarmigen hinduistischen Göttin Shiva. Nicht nur diese Holzsäule verweist auf Indien, sondern auch eine Steinsäule im Toshxauli-Palast in Chiwa, an deren Sockel das glücksbringende Hakenkreuz des hinduistischen Elefantengottes Ganesha zu sehen ist oder die Tatsache, dass im 19. Jh. Vorfahren des ersten indischen Premierministers Jawaharlal Nehru in der Medrese Schir Ghasi Khan in Chiwa studiert haben. In dieser Medrese lebte im 18. Jh. auch der berühmte turkmenische Philosoph und Dichter Maktum-Kuli, der als einer der ersten die Einheit aller Turkmenen forderte.

Hören wir nochmals einen Vers von Omar Khayyam: „Seit mit seinem Wunderhauche Jesus meinen Geist belebt, ward ich von dem ew’gen Tode und der Furcht von ihm befreit.“ Oder al-Buchari: „Seid gut zu dem Nachbarn, dem Reisenden und zu euren Sklaven. Man grüßt die Leute, die man kennt, und auch die, die man nicht kennt.“ Oder Dschelaladdin Rumi: „Der rotgewandet einst gekommen war: In brauner Kutte kam er dieses Jahr. Der Türke, von dem damals Du vernahmst, als Araber stellt dies Jahr er sich dar. Der Freund ist

eins, das Kleid nur ändert sich, er tauscht' das Kleid und kam zurück fürwahr.“ Deutlich ist, deutlich wird: Für muslimische Händler entlang der Seidenstrasse sind religiöse und kulturelle Toleranz eine Selbstverständlichkeit. Austausch, Offenheit und Flexibilität stehen im Zentrum von Philosophie und Alltag. Dem Ursprung nach heißt das arabische Wort „Islam“ „Frieden machen“.

Es gründet in dieser zentralasiatisch-islamischen Toleranz, dass das alte Usbekistan schon früh ein Anziehungsort für Juden aus aller Welt wurde. So stellt die berühmte jüdische Gemeinde der Buchara-Juden einen Bezug zwischen sich und ihrem Ursprung mit dem Auszug der Kinder Israel aus Ägypten her, sieht sich gar in der Tradition einer der Verlorenen Stämme Israels, und erzählt folgende Herkunftslegende: „Eines Tages kam der Emir von Buchara zu uns und bat uns um ärztliche Hilfe für seine Frau. Da kam einer unserer berühmtesten Ärzte aus Ägypten und der Emir sagt ihm, er könne seine Frau aber nur von Ferne ansehen, er dürfe sie nicht berühren. Da der Arzt schon von weitem sehen konnte, dass die Frau des Emirs ungeheuer dick war, verordnete er ihr, vierzig Tage nichts zu essen. Die Frau tat, was ihr der jüdische Arzt verordnet hatte. Nach vierzig Tagen war sie wieder dünn und außerdem endlich von ihrem Mann schwanger. Aus Dankbarkeit für die Genesung seiner Frau und aus Freude über den lang ersehnten Thronnachfolger bot der Emir den Juden ein Geschenk ihrer Wahl an. Da malten sie in den Stadtplan von Buchara einen großen Kreis um das Viertel ihrer Häuser und der Emir überließ ihnen dieses Viertel als jüdisches Ghetto in Buchara.“

Seit kontinuierlich nun 401 Jahren bilden jüdische Synagoge und Schule den Mittelpunkt dieses Viertels in Buchara. Weltweit gibt es rund eine halbe Million Buchara-Juden, 10 Prozent von ihnen wohnen in New York. Von den rund 350 noch in Buchara lebenden Juden treffen sich 13 Mitglieder zum täglichen Abendgebet, unter ihnen auch ein nach New York ausgewanderter Sohn eines alten bucharischen Handwerkers. Im alltäglichen Russisch „muslimische Juden“ genannt, gehören die bucharischen Juden zur Gruppe der Mizrahim, also zu den Juden aus muslimischen und arabischen Ländern. Sie sprechen Judeo-Tadschikisch oder Bukhori, einen persischen Dialekt, der mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird. Zwar zählt die jüdische Gemeinde in Buchara zu den sephardischen Gemeinden, doch war sie nicht als Konsequenz der Vertreibung der Juden aus Spanien 1492 nach Usbekistan gekommen. Vielmehr hatten die bucharischen Juden sephardische Gebräuche und Sitten erst Ende des 18. Jhs. von einem marokkanischen Juden übernommen, der Buchara besucht hatte. Als so genannte „christliche Juden“ gilt die jüdische Gemeinde in Taschkent, das heißt aschkenasische Juden, die im Laufe der russischen Kolonialisierung Asiens von Westrussland nach Usbekistan gezogen waren. In der alten Sowjetunion religiös und sprachlich lange unterdrückt, wanderten viele Juden ab 1990 nach Israel, Deutschland und die USA aus. „Papa“, so benennt die Vorsitzender der jüdischen Gemeinde in Taschkent voller Respekt den usbekischen Präsidenten Islam Karimov, „hat uns endlich die Religionsfreiheit gebracht und nun können wir unseren Glauben wieder so ausüben, wie wir wollen“.

Wo die Vorsteherin der jüdischen Gemeinde in Taschkent die Einhaltung der Menschenrechte in Usbekistan lobt, da kann das Massaker usbekischer Militärs und Polizisten an 400 bis 600 protestierenden Menschen in der Stadt Andijon im Mai 2005 nicht unerwähnt bleiben, da geht es dann auch um einen Zick-Zack-Kurs Deutschlands und der Europäischen Union gegenüber Usbekistan zwischen Menschenrechts- und Energiepolitik, der am 27. Oktober 2009 darin gipfelte, dass die EU ihre Handelssanktionen gegenüber Usbekistan mit der Begründung aufhob, Usbekistan habe aus seinen Erfahrungen gelernt.

Jedes Volk kennt in großer Pathetik nicht nur seine Helden – in Usbekistan ist es Amir Timur – sondern stets und außerdem auch seine kleine Gegenhelden – in Usbekistan ist es Hodscha Nasreddin Afandi, der nach usbekischer Lesart in Buchara gestorben sein soll. Till Eulenspiegel (Deutschland), Hersch Ostropoler (jüdische Ukraine), Dschuha (arabische Länder), Abu Nuwas (Ostafrika und Irak) oder Nasreddin (Türkei und Naher Osten):

Sie alle sind weise Narren, Possen- und Witzereißer, haben eine despektierliche und unflätige Sprache, nehmen kein Blatt vor den Mund und haben auch keine Angst vor Tyrannen:

„Eines Tages kam es dem Herrscher in den Kopf, alle Bürger zu überprüfen. Und er ließ sie folgende Frage beantworten: Hielten sie ihn für einen Tyrannen oder für einen gerechten Mann? Die Antwort ‚gerechter Mann‘ zog eine Strafe für Speichelleckerei nach sich und die Antwort ‚Tyrann‘ wurde wegen Frechheit

bestraft. Um der Strafe zu entgehen, fragten die Bürger Hodscha Nasreddin, was man tun solle. Er ging zum Herrscher und beantwortete die Frage auf seine Weise: „Seien Sie unbesorgt, mein Gebieter. Wir tyrannisieren Sie und Sie sind dann für die Gerechtigkeit zuständig.“

Quelle: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27. Februar 2010, S. Z3.